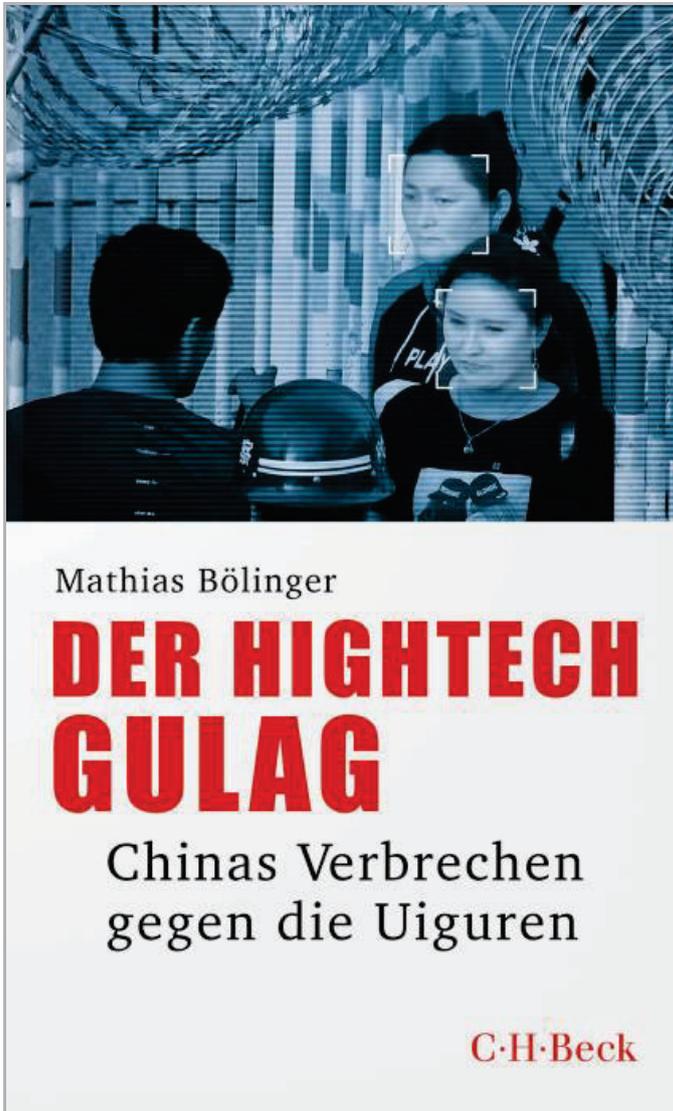


Unverkäufliche Leseprobe



Mathias Bölinger
Der Hightech-Gulag
Chinas Verbrechen gegen die Uiguren

2023. 256 S., mit 8 Abbildungen und 1 Karte
ISBN 978-3-406-79724-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34311436>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C·H·Beck

PAPERBACK

Mathias Bölinger

Der Hightech-Gulag

Chinas Verbrechen gegen die Uiguren

C.H.Beck

Mit 8 Abbildungen und 1 Karte

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com / Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: Zwei Frauen passieren den Eingang zu einem
Basar in Hotan, 31. Mai 2019. © Greg Baker/AFP via Getty Images

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79724 8



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 7

1. Tigerstuhl 11

Überfüllte Lager und «rote Lieder» 15 | «Vertrauensunwürdige»
Personen 22 | Gesichtserkennung und schwarze Säcke 25 |
Tatbestand Völkermord? 29

2. Turkestan 33

Chinesische Eroberungen und die Alten Uiguren 38 | Die
Übernahme von Islam und Turksprache 40 | Die Dsungaren:
Chinas erster Völkermord 42 | Russland mischt mit 45

3. Uiguren und Han 47

Republik China 1912: «Fünf Völker in einer Union» 49 | Wie die
Sowjetunion half, die uigurische Nation zu erschaffen 52 |
Warlords, Chaos und die Republik Ost-Turkestan 55 |
Sowjetisierung 59

4. «Vielfalt in Einheit» 63

1949: Die Kommunisten und ihr koloniales Erbe 66 | Das
sowjetische Modell 68 | Angst vor uigurischer Autonomie 71 |
Bingtuan: Parallelstaat der Han-Siedler 75 | Ethnische Quoten
und der Neid der Mehrheit 78

5. Eskalation 85

Der Horror der Kulturrevolution 87 | Der Baren-Aufstand
1990 89 | Gewalt und Gegengewalt: Die Hart-Zuschlagen-

Kampagnen 92 | Nach 9/11: Krieg gegen den Terror 97 |
Ausschreitungen in Shaoguan und Ürümchi 2009 101 | Rebiya
Kadeer, das internationale Gesicht der Uiguren 104 | Freiheits-
kämpfer und Terroristen 106 | Exodus in die Türkei 111 |
Eskalation in Innerchina 114

6. Nationalismus und Assimilierung 117

Gläsernes Herz: Chinesische Empfindlichkeiten 120 | Frauen als
Schwachstellen im nationalen Gefüge 123 | Nationalistische
Klischees über ethnische Minderheiten 125 | Offene Feind-
seligkeit: Die Anti-Halal-Aktivist*innen 131 | Assimilationspolitik
und postsozialistisches Großmachtdenken 133 | Die Schlinge
zieht sich zu: Die Intellektuellen Ilham Tohti und Abduweli
Ayup 141 | Xi Jinping lässt die Uiguren tanzen 147

7. Zerstörung 153

Umerziehungslager 154 | Geleakte Geheimdokumente: Die
wirklichen Zahlen 159 | Risikomuster: Was verdächtig
macht 168 | Hightech-Überwachung und Big Data 172 | Die
Lagerbedingungen verschlimmern sich 175 | Gehirnwäsche 178 |
Verhöre, Folter und medizinische Eingriffe 181 | Dezimierung der
Nicht-Han 184 | Spionierende «Verwandte» 187 | Zwangsarbeit 193

8. Druck von außen 201

Die Angst vor ausländischen Medien 201 | Unsichtbare
Repression seit 2019 206 | Internationale Reaktionen: Anklagen,
Zurückhaltung, Solidarität 214 | Exil-Uiguren im Visier 218 |
Deutsche Politik, deutsche Konzerne 220 | Druck wirkt 225

Zeittafel 231 | Karte 236 | Transkription und Aussprache 239 |
Quellen und Nachweise 241 | Dank 249 | Bildnachweis 250 |
Register 251

Vorwort

Im Sommer und Herbst 2017 schrieben die ersten westlichen Medien über eine plötzliche massenhafte Inhaftierung von Uiguren in Xinjiang. Was sie berichteten, klang unglaublich. Zahllose Uiguren sollten plötzlich in Umerziehungslagern verschwunden sein, häufig konnte niemand sagen, was der Grund für ihre Inhaftierung war. So etwas kannte man nur aus der Geschichte: die Massenverhaftungen in Stalins Sowjetunion oder die Umerziehung von «Konterrevolutionären» im China der Kulturrevolution. Wenige Jahre zuvor hatte China einen der letzten Überreste dieser Zeit endlich abgeschafft: die Umerziehung-durch-Arbeit-Lager, in die der Staat unliebsame Personen ohne Gerichtsurteil verschwinden lassen konnte. Doch jetzt wurden auf einmal die totalitären Methoden in Xinjiang wiederbelebt. Die Kommunistische Partei hatte sich erneut der Idee verschrieben, dass sie Menschen mit Lagerhaft «umerziehen» könne – und das offenbar in viel größerem Ausmaß als je zuvor.

Die ersten Meldungen aus Xinjiang bestätigten sich im Lauf der nächsten Monate und Jahre. Schätzungen deuteten darauf hin, dass damals rund ein Zehntel der erwachsenen Uiguren, Kasachen und anderen Minderheiten in Lagern und Gefängnissen verschwand. Inzwischen wissen wir, dass die Masseninternierungen nur der sichtbarste Teil einer Kampagne waren, die die Gesellschaften der muslimischen Turkvölker in der Region systematisch zerstören sollte. Augenzeugen haben über die Lager und über die Repression in Xinjiang ausgesagt. Mehrere Leaks aus dem chinesischen Überwachungsapparat zeigen, dass der Staat systematisch und gezielt vorging. Und eine Reihe akademischer

Publikationen und Diskussionen lässt uns zurückverfolgen, wie Chinas Partiestablishment allmählich zu der Überzeugung gelangte, dass die Zerstörung der Identität der Volksgruppen an den Rändern der Volksrepublik nötig sei, um langfristig die Sicherheit des Staates und der kommunistischen Herrschaft zu sichern. Die Brutalität dieser Kampagne wurde an chinesischen Universitäten und Wissenschaftsakademien ideologisch vorbereitet und dann systematisch und erbarmungslos vom Staatsapparat umgesetzt. Ich bin 2018 zum ersten Mal in dieses veränderte, totalitäre Xinjiang gereist. Damals war ich seit zwei Jahren Korrespondent in Peking. 2008 war ich schon einmal in der Region gewesen, und auch damals hatte sich Xinjiang von anderen Teilen Chinas unterschieden. Während die Menschen im chinesischen Kernland oft kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn sie ungestört waren, war es hier bereits deutlich schwieriger, politische Themen anzusprechen. Die Menschen waren sehr viel vorsichtiger. Aber nun, zehn Jahre später, erlebte ich ein völlig verändertes Xinjiang.

Ich hatte Glück an dem Tag. Der Polizist, der nach der Landung am ersten Checkpoint meinen Pass kontrollierte, kannte sich mit ausländischen Dokumenten nicht aus. Er übersah glatt das Visum, in dem klar vermerkt stand, dass ich Journalist bin, sodass sich die Überwacher, die sonst Journalisten überallhin begleiten, nicht sofort an meine Fersen hängten. So konnte ich unbemerkt zu einem der neu errichteten Lager gelangen: ein riesiger Komplex mit einem schweren Stahltor und Wachtürmen. Bewaffnete Patrouillen umrundeten die Mauern, an denen Kameras montiert waren. Vor dem Eingang warteten Menschen in einer langen Schlange – offenbar auf die Möglichkeit, ihre Angehörigen im Lager zu sehen oder ihnen Pakete zu übergeben. Viel Zeit hatte ich nicht, die Szene zu beobachten, denn natürlich kamen schon bald Wachen aus dem schweren Tor und nahmen mich mit.

Danach bin ich noch mehrmals nach Xinjiang gereist. Man kann dort nicht wie in anderen Ländern oder auch in anderen Teilen Chinas journalistisch recherchieren. Interviews sind, sofern nicht vom Staat arrangiert, faktisch ausgeschlossen. Nicht einmal mit Taxifahrern – eine ebenso verpönte wie häufig genutzte journalistische Quelle – kann man frei reden, denn die Taxis haben Kameras und Mikrofone über dem Rückspiegel installiert, die direkt mit der Polizei verbunden sind. Wer also erfahren will, was in der Region vor sich geht, muss sich auf Menschen stützen, die außerhalb des Landes sind und frei erzählen können. Und er muss versuchen, genau zu beobachten. Manchmal gibt die Reaktion der Überwacher einen Hinweis, dass an einem Ort etwas Interessantes vor sich geht. Manchmal sind es Details im Straßenbild: leer stehende Dörfer, die die Frage aufwerfen, wo die Bewohner sind. Wandgemälde und Parolen, die die politische Linie propagieren, Aushänge mit Verhaltensregeln oder das Verhalten von Menschen in bestimmten Situationen.

Den Zeugen und Zeuginnen, die China verlassen konnten, verdanken wir, dass wir inzwischen ein Bild vom Alltag in den Lagern haben. Zahlreiche andere Quellen haben in den letzten Jahren dazu beigetragen, dass wir ein genaueres Bild vom Ausmaß der Repression haben. Auf Satellitenbildern ist zu sehen, wie Lager, Wachtürme und Mauern errichtet wurden. Ausschreibungen für den Lagerbau und schließlich immer neue Leaks aus den Datenbanken und Dokumentensammlungen der Partei räumten nach und nach jeden Zweifel an Ausmaß und Brutalität der Repressionskampagne aus.

Für dieses Buch standen mir fast alle bekannten Leaks zur Verfügung. Es handelt sich um Zehntausende Dokumente mit vielen Millionen Datenzeilen. Ich habe mich ausführlich mit ihnen befasst, wenn ich auch keinesfalls den Anspruch erheben kann und will, diese Masse an Daten umfassend oder gar erschöpfend aus-

gewertet zu haben. Ich habe mit rund dreißig Zeugen mehrstündige Interviews geführt. Ein Teil der Recherche fand während meiner Zeit in China statt, die meisten Interviews habe ich aber geführt, nachdem ich aus China zurückgekommen war.

Mein Ziel war, über die Darstellung der Grausamkeiten hinaus ein Bild von der Systematik der Repression zu zeichnen. Ich will zeigen, wie der chinesische Staat dazu kommt, Methoden als legitim und als zielführend zu betrachten, die für viele Experten die Züge eines Genozids tragen. Deshalb werden in diesem Buch die Geschichte der Region, die Ereignisse und Konflikte, die das Leben der Menschen dort seit Langem prägen, sowie die Ideengeschichte der chinesischen Völkerpolitik eingehend beschrieben. Der Hightech-Gulag, den China in Xinjiang errichtet hat, ist eine Neuauflage der totalitären Unterdrückungsmethoden des 20. Jahrhunderts mit den technischen Mitteln von heute. Doch bevor diese Verbrechen tatsächlich stattfanden, wurden sie gedacht und geplant. Den Weg von den Ideen zu den Taten zeichnet dieses Buch nach.

1. Tigerstuhl

An der Grenze hielt der Bus und zwei Polizisten stiegen ein. Baqytali Nur erkannte Murat, den Dorfpolizisten, aus seinem Ort. Den anderen kannte er nicht. Die beiden Uniformierten drehten ihm die rechte Hand auf den Rücken und führten ihn aus dem Bus. Baqytali empfand mehr Ärger als Angst. «Sie führten mich vor den Augen meiner Kinder und aller Passagiere ab», empört er sich.

Er war auf dem Weg vom chinesischen Grenzort Horgos nach Almaty. Seit Jahren pendelte er zwischen seinem Heimatdorf im chinesischen Landkreis Chapchal nahe der Grenze und der kasachischen Metropole. Er exportierte Gemüse aus China nach Kasachstan. Am Vortag hatte er 80 Tonnen Kartoffeln mit einem Lastwagen auf den Weg gebracht. Nun wollte er mit dem Bus nach Almaty, um die Ware dort in Empfang zu nehmen. Kurz zuvor hatte er beschlossen, seine Frau und die drei Kinder mitzunehmen. Ein Onkel, der in Kasachstan lebte, war krank geworden und wollte die Familie noch einmal sehen. Wenn Baqytali seine Geschäfte in der Stadt erledigt hätte, würde er mit Frau und Kindern raus aufs Dorf zu dem Onkel fahren.

Trotz seiner Verärgerung dachte sich Baqytali zunächst nicht viel dabei, als sie ihn abführten. An der Grenze konnte es auch mal etwas länger dauern. Dass er ein paar Stunden festgehalten wurde, weil die Zollformalitäten nicht in Ordnung waren, kam hier und da vor. Dann wurde meist eine Nachzahlung fällig, und er konnte seine Reise fortsetzen. Doch diesmal ging es nicht um seine Ware. Sie brachten ihn in einen Verhörraum und schnallten ihn an einen Tigerstuhl. Das ist ein Metallstuhl, auf dem Arme

und Beine in Metallschellen gelegt werden. Muss man lange darauf sitzen, beginnt der ganze Körper zu schmerzen.

«Am Anfang redete ich noch auf den Polizisten Murat ein», erinnert er sich. Er erklärte ihm, er müsse dringend nach Almaty. «Wenn ich meine Ware dort nicht innerhalb von sieben Tagen in Empfang nehme, lädt der Fahrer sie einfach auf dem Markt ab.» Doch die Polizisten interessierten Baqytalis Geschäfte nicht. Immer wieder fragten sie ihn, warum er in Kasachstan gewesen sei, wen er dort kenne und ob er dort Moscheen besucht habe. Baqytali verstand nicht, was die Verhöre sollten. «Ich war noch nie beim Freitagsgebet. Ich trinke mit Freunden Alkohol», sagt er. Die Fragen ergaben für ihn keinen Sinn.

Stunde um Stunde verging. Wenn sie mit seinen Antworten nicht zufrieden waren, traten oder schlugen sie ihn vor die Brust oder ins Gesicht. «Da war ein Licht, das mich blendete. Sie schrien mich an: Gesteh endlich!» Sie legten ihm Dokumente auf Chinesisch vor, die er unterschreiben sollte. Zwei Tage ließen sie Baqytali auf dem Tigerstuhl sitzen. Dann wurde ihm ein schwarzer Sack über den Kopf gestülpt und er wurde weggebracht. Die Quittung, mit der er die 80 Tonnen Kartoffeln in Empfang nehmen wollte, hat er noch immer.

Nicht nur für Baqytali steht am Anfang seiner Leidensgeschichte der Tigerstuhl. Meist sieht er aus wie ein Schulpult, so wie man es aus amerikanischen Highschool-Filmen kennt: ein einfacher Metallstuhl, an den vorne eine Tischplatte montiert ist. Das Pult ist ebenfalls aus Metall, auf dem Tischbrett sind zwei Metallringe für die Arme angebracht, an den Stuhlbeinen sind Fußschellen. Manchmal kann auch die Hüfte fixiert werden. Ehemalige Insassen beschreiben, dass der Körper durch diese Schellen immer etwas unter Spannung steht und spätestens nach einigen Stunden anfängt zu schmerzen. Der Tigerstuhl ähnelt ein wenig mittelalterlichen Foltergestellen, die in Europa in Museen



Der Tigerstuhl kommt in China ganz legal bei Verhören zum Einsatz und wird in Lagern und Gefängnissen auch zur Bestrafung eingesetzt. Durch die Schellen an Armen und Beinen beginnt der Körper nach einiger Zeit zu schmerzen: ein Folterinstrument. Auf diesem Bild ist der Gefangene nicht festgeschnallt. Es stammt von einer Übung in einem Umerziehungslager in Tekes, Nordwest-Xinjiang und wurde an westliche Medien geleakt.

zu sehen sind. Obwohl China die Anti-Folter-Konvention unterschrieben hat, gehört der Tigerstuhl ganz offiziell zum Inventar vieler Polizeistationen. Er ist legal. «Wir nutzen den Verhörstuhl zum Schutz des Verdächtigen, um ihn an Flucht, Selbstverletzung oder dem Angriff auf andere zu hindern», teilte ein Sprecher Chinas im Jahr 2015 der Anti-Folter-Konvention der Vereinten Nationen ganz offen mit.

Baqytali war einer von vermutlich rund einer Million Uiguren, Kasachen, Kirgisen, Usbeken, Tadschiken und Hui-Muslimen, die plötzlich innerhalb weniger Monate verhaftet wurden. Mit dem Tigerstuhl dürfte ein Großteil von ihnen Bekanntheit ge-

macht haben, viele in den ersten Stunden nach ihrer Verhaftung, manche während ihrer Lagerhaft als Bestrafung oder während Verhören, die auch später immer wieder stattfanden. So berichten es diejenigen, die heute in Sicherheit sind.

Zumret Dawut, die im März 2018 verhaftet wurde, erinnert sich, dass im Keller ihrer Polizeistation mehrere Zellen waren, die lediglich mit Metallgittern verschlossen wurden. «Man konnte in diese Zellen reinschauen, in jeder stand ein Tigerstuhl in der Mitte. In der Ecke war ein Loch, das während der Verhöre als Toilette genutzt wurde. Wenn man auf die Toilette musste, wurde man an einer Stange an der Wand angekettet. Egal, ob Mann oder Frau, es gab keinen Sichtschutz. Wenn man sich als Frau schämte, wurden sie ungeduldig und sagten: «Mach hin.»»

Zumret war nicht von der Polizei abgeholt worden, sie war selbst zum Verhör erschienen. Sie hatte einen Anruf erhalten, in dem sie aufgefordert wurde, auf die Polizeistation zu kommen. «Ich schaute meine fünfjährige Tochter an, Tränen liefen mir die Wange herunter. Dann ging ich», erinnert sie sich. «Auf dem Weg betete ich, dass ich wiederkomme und dass meinen Kindern nichts passiert.» Was ihr bevorstand, ahnte sie bereits. Denn nach und nach waren in ihrer Umgebung immer mehr Menschen auf die gleiche Weise verschwunden. Sie wurden zur Polizei gerufen und kamen nicht mehr zurück. Den Anweisungen nicht zu folgen, hatte niemand gewagt. Die allgegenwärtige Kontrolle über die Menschen und die Angst um die Familie sorgten dafür, dass die Anweisungen befolgt wurden. «Die chinesische Regierung bestreitet, dass Uiguren nachts abgeholt und in Lager gesteckt werden», sagt Zumret in bitterem Ton. «In gewisser Weise stimmt das. Sie rufen dich an, und du gehst von selbst.»

Überfüllte Lager und «rote Lieder»

Von der Polizeistation wurde der Gemüsehändler Baqytali in eine ehemalige Schule gebracht. Das Gelände war von hohen Mauern und Stacheldraht umgeben. Sie passierten zwei große Metalltore. «Ich hatte Angst. Dort standen bewaffnete Polizisten mit Gewehren und Hunden. Dann übergaben mich die Polizisten an andere Beamte», erinnert er sich. «Ich fragte mich, ob ich hier jemals wieder rauskomme oder ob ich vielleicht hier umgebracht werden sollte.» Er war in einem von Xinjiangs berüchtigten Umerziehungslagern gelandet.

Baqytali ist ein hagerer, lebhafter Mensch. Als Geschäftsmann war er recht erfolgreich. Nachdem er zuerst als Grundstücksmakler gearbeitet hatte, begann er 2007 sein Exportgeschäft. Er kaufte auf dem Großmarkt in der nahe gelegenen Stadt Ghulja Gemüse ein, das hier aus ganz China eintrifft. Seine Ware verschickte er nach Almaty, wo er sie auf einem kasachischen Großmarkt weiterverkaufte. Der Grenzhandel lohnte sich. Baqytali ist Kasache, stammt aus einem Dorf im Nordwesten von Xinjiang, nicht weit von der kasachischen Grenze. Als chinesischer Staatsbürger mit kasachischer Muttersprache fand er sich auf beiden Seiten der Grenze gut zurecht, und sein Geschäft lief. «In meinem Dorf war ich jemand, dem es gut ging», sagt er stolz.

Nun im Lager erfuhr er, dass seine häufigen Besuche in Kasachstan der Grund für seine Verhaftung gewesen waren. Der chinesische Staat nahm Uiguren und Kasachen, die Kontakte ins Ausland hatten, ins Visier. Baqytali sei eine «vertrauensunwürdige Person», wurde ihm mitgeteilt. Man habe ihn zum «Lernen» hergebracht.

Was Baqytali nicht wissen konnte: Der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas, Xi Jinping, hatte drei Jahre zuvor in einer geheimen Sitzung die Anweisung zu einer breit ange-

legten Umerziehungskampagne für die muslimischen Völker in Xinjiang gegeben. «Manche haben die Parteilinie nicht verinnerlicht», wettete der Parteichef. «Sie haben keinen patriotischen Standpunkt und keinen Begriff von der Einheit der Volksgruppen.» Vor Mitgliedern der Parteiführung in Peking stellte er klar, dass er nicht die Politik der Partei, sondern die fehlende Loyalität der fremden Völker für die Spannungen in der Region verantwortlich machte. «Es gibt sogar solche, die Lammfleisch mit der Hand essen und gleichzeitig auf die Kommunistische Partei schimpfen.» Lammfleisch – gegrillt, gekocht oder geschmort – ist bei Turkvölkern und Mongolen beliebt. Es wird traditionell mit der Hand gegessen. Deshalb nennen die Chinesen diese Gerichte der Einheimischen «handgegriffenes Fleisch», «handgegriffener Reis» und so weiter. Für viele Chinesen, die auf ihre Esskultur mit Stäbchen stolz sind, mutet das – vorsichtig ausgedrückt – exotisch an. Die Verächtlichkeit, die Xi in diesen Satz legte, ist deshalb für die Menschen in Xinjiang nicht zu überhören.

Xis Redetext wurde inzwischen an internationale Medien und Organisationen geleakt. «Wir müssen die ideologische Erziehung der Massen stärken und ihnen deutlich erklären, dass ein gutes Leben nur dank der guten Politik der Partei möglich ist», fährt der Parteichef darin fort. Er spricht von einem Kampf, den die Partei «ausdauernd, gründlich und geschmeidig, mit einem klaren Standpunkt und mit harter Hand» führen müsse, «damit die Massen unerschütterlich an der Seite der Partei marschieren». Chinas Kommunisten haben nie gezögert, ihre Ideologie mit Zwang durchzusetzen. Doch das Ausmaß der Gewalt und den Vernichtungswillen der Partei hat damals noch kaum jemand vorhergesehen.

Die Wachen befahlen Baqytali, sich auszuziehen. Er bekam eine blaue Uniform aus Hose und Jacke und wurde in eine Zelle gebracht. «Die Wachleute öffneten die Türen mit ihren Finger-

abdrücken. Die Zellentür war an der Wand festgekettet und ging nur einen Spaltbreit auf», erinnert er sich, «man musste sich seitlich durchquetschen.» In dem Raum standen vier Doppelstockbetten und in der Ecke war ein Eimer, der als Toilette diente. «In der Zelle stank es fürchterlich», erinnert er sich. Zumret Dawut wurde nach dem Verhör im Keller der Polizeistation ebenfalls in ein Lager gebracht. Auch sie erinnert sich lebhaft an den bestialischen Gestank, der ihr beim ersten Öffnen der Zelle entgegenschlug. «Die Polizisten zogen sich den Stoff ihrer Uniform vors Gesicht, bevor sie die Tür aufmachten, weil der Gestank kaum auszuhalten war. Dann schubsten sie mich in die Zelle und schlossen die Tür hinter mir.» In der Zelle waren achtundzwanzig Frauen. Duschen gab es nicht. In der Ecke des Raums war eine Toilette. «Von Zeit zu Zeit lief Wasser durch die Toilette. Aber spülen ließ sie sich nicht. Es gab einen Stock, um den ein Lappen gewickelt war. Wenn man sein Geschäft verrichtete hatte, versuchte man, die Exkremeente damit in das Loch zu stopfen.»

Den Insassen wurde gesagt, sie seien zum Unterricht hergebracht worden. Doch es fiel ihnen schwer, ihre Gefängnisumgebung in irgendeiner Form mit Lernen in Verbindung zu bringen. Gulzira Auelhan, die zur gleichen Zeit in ein Lager in Ghulja nahe der kasachischen Grenze gebracht wurde, erinnert sich, dass Polizisten sie in einen völlig überfüllten Raum brachten. «Ich fragte, was ich hier soll», erzählt sie. «Sie sagten: <Du wirst hier lernen.> Es war ein Gefängnis, aber sie behaupteten, es sei eine Schule.»

Widerworte wurden nicht akzeptiert. Erbaqyt Otarbai, der im August 2017 verhaftet wurde, erinnert sich, wie seltsam er die Fragen der Verhörer fand, die über Stunden immer wieder wissen wollten, warum er WhatsApp installiert habe. Auch, wie er es mit der Religion halte und ob er an Gott glaube, fragten sie mehrfach.

Erbaqyt war ein Jahr zuvor nach Kasachstan emigriert und

kehrte im Frühjahr 2017 nach Xinjiang zurück, weil sein Vater krank geworden war. Direkt nach seiner Rückkehr wurde sein Pass konfisziert. Er verdingte sich als Lastwagenfahrer, als er plötzlich von der Polizei abgeholt und auf eine Polizeistation gebracht wurde. Erbaqyt bezeichnet sich selbst nicht als besonders fromm. Aber er respektiere den Islam als Tradition, sagt er. Nun hatte die Polizei auf seinem Handy Koransuren gefunden. Die religiösen Verse hatte ihm jemand per WhatsApp zugeschickt. Für die Verhörer machte ihn das verdächtig.

«Ich kannte den Polizisten und wusste, dass er fünfmal am Tag betet», erzählt er. «Also antwortete ich ihm: «Glaubst du etwa nicht an Gott? Isst du vielleicht Schweinefleisch? Wir sind Muslime, das ist unsere Tradition.»» Der Polizist reagierte empfindlich auf die Widerworte: «Wenn du nicht mit uns kooperierst, wirst du sehen, wohin das führt», habe er ihm barsch beschieden. Erbaqyt kam zunächst in ein Untersuchungsgefängnis. Später wurde er mehrfach zwischen Umerziehungslager und Gefängnis hin- und herverlegt. Er glaubt, dass sein Verhalten im Verhör ihm die Untersuchungshaft eingebrockt hatte. Dort seien die Bedingungen noch härter gewesen als im Lager.

Massive staatliche Repression gab es in Xinjiang schon lange. Der Konflikt zwischen den einheimischen Volksgruppen, vor allem den Uiguren, und dem chinesischen Staat verschärfte sich seit Jahren. Es war zu gewaltsamen Anschlägen auf Polizeistationen, zu Terroranschlägen auf Zivilisten gekommen. Militär und Polizei reagierten auf die kleinsten Anzeichen von Aufruhr mit brutaler Gewalt und willkürlichen Verhaftungen. Der leiseste Verdacht konnte einen in massive Schwierigkeiten bringen. Doch in jenem Sommer und Herbst 2017 fegte eine Verhaftungswelle durch die turksprachige Bevölkerung der Region, die alles bisher Dagewesene übertraf. Menschen, die nie zuvor in Konflikt mit dem Staat gekommen waren, verschwanden massenweise in La-

gern. Jene, die vorher schon Konflikte mit dem Staat hatten, natürlich ebenfalls. Bis heute gibt es keine gesicherten Zahlen über die Inhaftierten. Doch aus Ausschreibungen für den Bau der Lager und aus geleakten Gefangenenlisten einzelner Landkreise haben Forscher erschlossen, dass mindestens eine Million Menschen eingekerkert worden sein muss – ungefähr ein Zehntel der erwachsenen Uiguren und Kasachen. Nicht nur diese beiden großen muslimischen Turkvölker der Region waren von den Massenverhaftungen betroffen, auch die kleineren muslimischen Völker der Kirgisen, Usbeken und Tadschiken. Außerdem saßen in den Lagern auch einige Hui ein, chinesischsprachige Muslime, die sich lediglich durch ihre Religion von der Mehrheitsbevölkerung der Han-Chinesen unterscheiden.

Es scheint einzelne Fälle gegeben zu haben, in denen Han ebenfalls zur Umerziehung eingesperrt wurden. Ein ehemaliger Insasse erzählt, dass einige wenige Han im selben Lager waren. Das waren Menschen, die bei den Beschwerdestellen der Regierung Petitionen eingebracht hatten. In China unterhält jede Behörde solche Eingabestellen, doch wer sie nutzt und hartnäckig auf einer Antwort besteht, gerät oft ins Visier der Sicherheitsbehörden. Nicht selten verschwinden diese Beschwerdeführer zeitweise in inoffiziellen Gefängnissen. In einigen Gegenden von Xinjiang scheint man sie einfach zu den Muslimen ins Lager gesteckt zu haben. In anderen Fällen haben mir Han-Chinesen aus der Region erzählt, dass Bekannte oder Verwandte zur Umerziehung geschickt wurden. Allerdings dauerte diese jeweils nur wenige Tage oder Wochen. Es ist nicht klar, ob es sich um die gleichen Lager handelt. Alles in allem scheinen Han nur in sehr vereinzelt Fällen von den Verhaftungen betroffen gewesen zu sein. Die meisten Insassen erinnern sich übereinstimmend, dass sämtliche Mithäftlinge einer der muslimischen Volksgruppen angehörten: Uiguren, Kasachen, Kirgisen, Usbeken und Hui.

Wie hoch die Zahl der Inhaftierten auch immer gewesen sein mag – aus den Berichten wird klar, dass die Behörden sich auf die massive Verhaftungswelle, die sie so plötzlich in Gang setzten, kaum vorbereitet hatten. Die Lager waren innerhalb kürzester Zeit überfüllt. «Es gab acht Betten», erinnert sich Baqytali. «Aber dann brachten sie immer mehr Leute. Schließlich mussten vier von uns auf dem Betonboden schlafen.» Ein anderer Insasse erinnert sich, dass die Gefangenen auf einer Art gemauertem Podest schliefen. «Wir lagen so dicht beieinander, dass man sich nachts nicht umdrehen konnte.» Auch er erzählt, dass Gefangene auf den Betonboden ausweichen mussten, als das Podest voll war.

Die meisten dieser Lager waren kurzfristig in leer stehenden Schulen oder Verwaltungsgebäuden eingerichtet worden. Gleichzeitig wurden außerhalb der Städte neue Komplexe hochgezogen. Wenn diese fertig waren, wurden einige der provisorischen Lager in den Städten geschlossen und die Gefangenen an den Stadtrand gebracht. Gulzira Auelhan schildert, wie sie mehrmals verlegt wurde, weil die Lager überfüllt waren. Drei provisorische Lager durchlief sie innerhalb eines Jahres, bevor sie schließlich in einem Neubaukomplex am Stadtrand landete.

Nicht nur die Insassen verstanden nicht, wohin man sie da eigentlich gebracht hatte. Qelbinur Sidik, die als Chinesischlehrerin an einer Grundschule arbeitete, wurde im Februar 2017 zur Schulleitung gerufen. Sie erinnert sich an eine etwas eigenartige Atmosphäre. «Wir mussten zuerst eine Vertraulichkeitserklärung unterschreiben», erzählt sie. Dann teilte man ihr mit, sie werde an eine Einrichtung versetzt, wo sie Erwachsene unterrichten werde. Sie solle Uiguren mit niedrigem Bildungsstand Mandarin beibringen. Man schärfte ihr schließlich noch mal ein, sie dürfe nicht über das sprechen, was sie dort sehen würde, nicht einmal mit ihrem Ehemann.

Am nächsten Tag holte sie ein Streifenwagen ab und brachte

sie zu ihrer neuen Arbeitsstelle, einem Gebäude, das außerhalb der Stadt auf einem Hügel lag. Qelbinur wunderte sich, dass es mit hohen Mauern und Stacheldraht gesichert war. Sie passierte mehrere Schleusen, sah bewaffnete Polizeipatrouillen. Sie wurde in einen langen Gang gebracht, und ein Polizist fragte, ob sie nun mit dem Unterricht beginnen wolle. «Sie öffneten die Türen im Korridor, und heraus kamen Männer in Hand- und Fußschellen. Sie bewegten sich wie in Zeitlupe. Erst da verstand ich, dass ich in einem Gefangenenlager war. Ich bekam große Angst, aber ich konnte nichts sagen und ging in das Klassenzimmer.»

Die Männer trugen teils lange Bärte, viele waren schon etwas älter. Qelbinur erschienen sie wie fromme Männer vom Land oder Islamgelehrte, deshalb grüßte sie sie mit den Worten «Assalamu Aleykum», dem traditionellen islamischen Gruß, der auch unter Uiguren verbreitet war. «Niemand antwortete», erinnerte sie sich. «Da merkte ich, dass ich etwas Falsches gesagt hatte.» Vier Stunden verbrachte Qelbinur von der Klasse abgewandt an die Tafel schreibend: «Ich habe viele Jahre lang unterrichtet, aber ich habe noch nie einen Unterrichtstag erlebt, der so langsam verging.»

Was in diesen Lagern, die am Anfang «Deradikalisierungszentren» und später offiziell «Berufsbildungszentren» hießen, unterrichtet wurde, ist unterschiedlich. Es gibt Überlebende, die berichten vor allem von Sprachunterricht. In anderen Lagern gab es ausführliche politische Instruktionen. Und wieder andere hatten auch technische Fertigkeiten wie Nähen auf dem Stundenplan. Was aber allen Berichten gemeinsam ist: Die Insassen mussten exzessiv singen. «Rote Lieder» werden die Hymnen auf die Kommunistische Partei genannt, die zum Pflichtprogramm gehörten. Die wichtigste von ihnen war die Propaganda-Hymne «Ohne die Kommunistische Partei gäbe es kein neues China». Alle Insassen, mit denen ich gesprochen habe, erwähnten dieses Lied. Die kein

Chinesisch können, stimmten im Interview spontan die Melodie an – oft in einer Art Fantasiesprache. Denn sie hatten kein Wort des Textes verstanden, aber sie konnten die Laute des chinesischen Textes so weit imitieren, dass es im Chor nicht auffiel. Mit dem Singen von «roten Liedern» begann jeder Morgen, jeder Abend endete so. Vor jeder Mahlzeit musste die Zöglinge die Kommunistische Partei besingen. Zumret Dawut schildert, wie sie beim Singen ihre leeren Teller hochhalten mussten – als Zeichen dafür, dass nur die Kommunistische Partei ihn mit der dünnen Reissuppe und dem kleinen harten Dampfbrot füllen würde, das ihren Hunger bestenfalls ein wenig dämpfte. Besonders viel Wert wurde auf die Aufführung der Propagandalieder gelegt, wenn Delegationen zu Besuch kamen. Qelbinur Sidik erinnert sich, wie unwirklich solche Auftritte waren: «Sie standen da, Hände und Füße in Ketten, und sangen Lieder vom guten Leben im Neuen China. Es war so absurd.» Ein ehemaliger Lagerinsasse erzählt, dass er noch Jahre später, als er längst freigelassen war, Angstzustände bekam, wenn er irgendwo eins dieser Lieder hörte.

«Vertrauensunwürdige» Personen

Ins Lager kamen Menschen, die religiös waren, aber auch solche, die Kontakte ins Ausland hatten oder sonst auf irgendeine Weise verdächtig waren. Die chinesische Regierung bezeichnete sie als «vertrauensunwürdig» – wie Baqytali. Auch Parteimitglieder, an deren Loyalität der Staat zweifelte, kamen ins Lager. Sie wurden als «Doppelgesichter» bezeichnet, weil sie im Verdacht standen, der eigenen ethnischen Gruppe näher zu stehen als dem chinesischen Staat. «Unter einigen uigurischen Parteikadern und Intellektuellen halten sich unklare und falsche Ansichten», wettete der stellvertretende Gouverneur der Region, Erkin Tuniyaz, 2018

(der inzwischen zum Gouverneur aufgestiegen ist). «Sie bestreiten, dass in den Adern jedes der Völker in Xinjiang das Blut der chinesischen Familie fließt. Sie denken ‹Ich bin kein Chinese› oder glauben, sie gehörten einem ‹Turkvolk› an. Die Partei hat den Kampf gegen diese ‹Fraktion der Doppelgesichter› mit einer Kraft aufgenommen, die weithin Himmel und Erde erschüttert. Wir werden sie im großen Ozean des Volkskriegs ertränken!» Und Parteichef Chen Quanguo gab 2018 in einer Rede vor Polizisten die deutliche Anweisung: «Die Doppelgesichter müssen mit Fleisch und Blut ausgemerzt werden.»

Unter der martialischen Rhetorik weitete der Parteiapparat den Kreis der Verdächtigen immer weiter aus. Besonders Reisen ins Ausland waren suspekt. Es gab eine Liste mit Staaten, die als «terrorrelevant» galten. Dazu gehörten viele Länder mit muslimischer Bevölkerung, wie die Türkei, Pakistan oder die zentralasiatischen Republiken. Insbesondere vielen chinesischen Kasachen wurden ihre Kontakte zu Verwandten jenseits der Grenze zum Verhängnis.

Im September 2018 besuchte ich in der kasachischen Metropole Almaty das Büro von Atajurt (deutsch: «Vaterland»), einer Organisation, die sich für die verfolgten Kasachen in China einsetzte. (Inzwischen ist ihre Arbeit fast unmöglich geworden. Ihr Gründer und viele Mitglieder mussten ins Ausland fliehen. Doch damals war das Atajurt-Büro Anlaufstelle nicht nur für Journalisten, sondern auch für viele internationale Organisationen.) Ein Team von Amnesty International war am Vortag in der Stadt angekommen. Nun saßen die Mitarbeiter in dem kleinen Büro der Organisation und nahmen Zeugenaussagen auf. Hunderte Menschen drängten sich um den Tisch und standen im Gang vor dem Büro. Sie alle hatten den Kontakt zu ihren Verwandten verloren. Manche wussten über ihre Angehörigen nur, dass sie verschwunden waren. Andere hatten über verschlungene Wege erfahren,

dass ihre Schwester, ihr Vater, ihre Mutter oder ihr Ehemann im Lager saß. Viele Menschen warteten tagelang geduldig in dem engen Büro, bis sie an der Reihe waren. In der Hand hatten sie Mappen mit Ausweiskopien, Fotos und Dokumenten, die die Existenz der verschwundenen Verwandten belegen. Es war ihre einzige Chance, etwas für sie zu tun. Schließlich musste das Team von Amnesty International von dem engen Büro in den Konferenzraum eines großen Hotels umziehen, weil der Strom der Menschen nicht abbriss. Auch mich bedrängten Dutzende, ihre Geschichte mit der Kamera aufzunehmen, in der vagen Hoffnung, dass ein Bericht in ausländischen Medien ihren Verwandten helfen könnte.

Seit den 1990er-Jahren konnten ethnische Kasachen aus China nach Kasachstan emigrieren und dort die Staatsbürgerschaft bekommen. Deshalb existieren viele Familienverbindungen zwischen dem Nordwesten Xinjiangs und Kasachstan. Oftmals lebt ein Teil der Familie in Kasachstan und ein Teil in China. Nun wurden sie wie Erbaqyt Otarbai oder Gulzira Auelhan bei Verwandtenbesuchen in der alten Heimat verhaftet. Oder sie gerieten wie Baqytali unter Verdacht, weil sie das Nachbarland regelmäßig besuchten. Uiguren, die Verwandte im Ausland hatten, wurden ebenfalls zu Verdächtigen, insbesondere wenn ihre Verwandten in muslimischen Ländern wie Ägypten oder den Golfstaaten lebten – oder sogar in der Türkei, wo die Exilgemeinde ihren Schwerpunkt hatte. Aber es existieren auch Berichte über Studenten, die aus den USA oder Japan zurückkehrten und direkt ins Lager gesperrt wurden. Die meisten Bewohner der Region brachen damals den Kontakt zu Verwandten und Bekannten im Ausland ab. Es wurde für sie schlicht zu gefährlich, jemanden außerhalb Chinas zu kennen.

Die Massenverhaftungen versetzten auch diejenigen in Schrecken, die selbst nicht im Lager saßen. Die Stimmung in Xinjiang

war angsterfüllt. «Die Menschen fingen an, im Flüsterton miteinander zu sprechen», erinnert sich eine Bewohnerin der Region. «Wann immer man eine Polizeisirene hörte, fragte man sich automatisch, ob sie vielleicht auf dem Weg zu einem selbst seien.» Die Verhaftungen zogen sich so systematisch durch die Gesellschaft, dass die Menschen das Gefühl bekamen, jederzeit verhaftet werden zu können. «Die Leute duschten abends und legten sich Kleidung heraus für den Fall, dass sie nachts abgeholt würden», erzählt die Frau.

Gene Bunin, ein russisch-amerikanischer Linguist, Übersetzer und Programmierer, der damals in Xinjiang an einem Lehrbuch für die uigurische Sprache arbeitete, erinnert sich, wie Bekannte nach und nach verschwanden. «In den Restaurants gab es keine Kellner mehr. Man sah nur noch Kellnerinnen», erzählt er. Denn in den Lagern saßen deutlich mehr Männer als Frauen. Besonders ein Stand in der Altstadt von Kashgar ist ihm in Erinnerung. Dort wurde Polo gekocht, ein Reisgericht mit Lammfleisch, das häufig auswärts gegessen und auf Märkten oder in Restaurants in großen Woks zubereitet wird. «Dort arbeiteten normalerweise vier Männer, jetzt war nur noch einer da. Als ich ein paar Tage später wieder kam, war auch er weg. Seine Frau betrieb nun den Stand. Ich fragte, wo er sei. Sie sagte, er sei beim «Militärtraining». Eine Woche später war auch sie weg.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de